

Schreiben, Übersetzen, Redigieren, Herausgeben

Etwas zu schreiben war mir in der Kindheit aber auch noch in den ersten Jahren am Gymnasium ein Graus. Ich war Linkshänder. Aber ich musste, wie das damals anders kaum denkbar war, mit der rechten Hand schreiben. Das Ergebnis war eine miserable Schrift, war ein für alle Leser unerfreuliches Schriftbild. Jahrelang wurde an meiner "Klaue" herumgemäkelt - von meiner Mutter, meinen Lehrern, meinen Schulkameraden - bis ich schließlich Arzt wurde. Und Ärzte hatten aus wenig plausiblen Gründen das Privileg, unleserlich zu schreiben. Die Schwierigkeiten mit dem „Handwerk“ wirkten sich offenbar auf meine Kreativität aus. Schreiben war mir ein Graus. Noch in der sechsten oder siebten Klasse brachte ich keinen befriedigenden Aufsatz zustande. Ich verzweifelte regelmäßig schon auf der ersten Seite.

Irgendwann änderte sich das, ohne dass ich sagen kann weshalb. Mit fünfzehn fing ich plötzlich an, zu meiner eigenen Freude etwas aufzuschreiben und auszugestalten. Ich lieferte zur Aufbesserung meines Taschengeldes kleine anekdotische Geschichten für eine regionale Sendung des Studio Flensburg, des damaligen NWDR ("Von Binnenland und Waterkant"). Ich veröffentlichte Fotos von besonderen Ereignissen in der Region mit den entsprechenden Bildunterschriften in den Schleswiger Nachrichten (immer wieder Hochwasser der Loiter Au und Entgleisungen der Schleswiger Kreisbahn) und bald danach Beiträge zur Schleswiger Stadtgeschichte. Dabei machte ich eine veritable Entdeckung: 1957 würde meine Schule, die Schleswiger Domschule 650 Jahre alt werden!

Die Gründung der Schulzeitung

Es befriedigte mich damals sehr, meine Arbeiten, unter denen mein Name stand, in der Zeitung zu lesen. Damals wurde die Vorstellung, ich könnte einmal Journalist werden, eine Option. Daraus erwuchs der Plan, eine Schulzeitung zu gründen und herauszugeben. Dabei halfen mir die Erfahrungen mit den Schleswiger Nachrichten, bei denen ich auch schon mal neben der Setzmaschine stehen durfte, erleben durfte, wie die Buchstaben in Blei gegossen wurden, wie das Layout - damals nannte man das Umbruch - gestaltet wurde. Der damalige Chef der Regionalausgabe unterstützte mich in meinen Bemühungen. Der Kontakt zwischen ihm und meinem damaligen Klassenlehrer war eine weitere Hilfe, und irgendwann tauchten plötzlich die 500 Mark

auf, die wir für die Herstellung der ersten Ausgabe benötigten.

Zu meinem siebzehnten Geburtstag, wenige Monate bevor ich als Austauschschüler in die USA fuhr, erschien die erste Ausgabe der Schulzeitung mit dem Namen "Wir". Die Verbindung zu den Schleswiger Nachrichten hielt auch in meiner Abwesenheit. Damals war es noch etwas Ungewöhnliches, ein Jahr in Amerika zu verbringen. Ich durfte regelmäßig für die Zeitung berichten. Mindestens einmal im Monat erschien ein Beitrag zu meinen Erlebnissen in den USA. Nur einer wurde nicht veröffentlicht: meine kritischen und altklugen Überlegungen und Beobachtungen zur Reaktion der amerikanischen Presse auf die Bundestagswahlen des Jahres 1957.

Auf der Suche

In meinem ersten Studienjahr in Hamburg wollte ich mich zunächst der dortigen Studentenzeitung anschließen. Aber die "Konkret", die von Ulrike Meinhof und Klaus-Rainer Röhl heraus gegeben wurde, war nicht nach meinem Geschmack. Sie war mir einerseits zu literarisch (mit regelmäßigen Gedichten von Peter Rühmkorff) und in ihrer politischen Ausrichtung zu links. Sie erschien mir schlicht als kommunistisches Sprachrohr, was sie ja wohl damals auch irgendwie war. Zumindest wurde viel später bekannt, dass sie in diesen Jahren hohe Unterstützungen aus der DDR erhielt. Nach dem Wechseln nach Kiel schloss ich mit unter dem Frust des Medizin-Studiums relativ rasch der dortigen Studentenzeitung an, der Redaktion der "Skizze". Ich schrieb wieder, und kaum ein Jahr später wurde ich Chefredakteur und Herausgeber der Zeitung. Aber das blieb eine Episode. Schon nach wenigen Monaten zeigte sich, dass die Arbeit für die "Skizze" nicht mit den Prüfungsvorbereitungen zum Physikum vereinbar war.

Nach dem Physikum, in meinem Berliner Jahr, hörte dann das Schreiben zu meinem Vergnügen auf. Ich machte mich bald an meine Dissertation, aus der nach einigen Umwegen eine umfangreiche historisch und sozialwissenschaftlich orientierte Studie zur ärztlichen Berufsrolle in der griechischen Antike, im Mittelalter, in damals so genannten primitiven Gesellschaften und in der modernen Gesellschaft wurde. Am Ende wurden daraus keine Dissertation, sondern ein Buch, mein erstes Buch. Ich habe darüber im ersten Band meiner Erlebten Psychiatriegeschichte berichtet.

Während der Arbeit daran erlebte ich erstmals, zu welcher Fronarbeit das Schreiben

werden kann. Ich saß Stunden, Tage, Monate vor meiner Schreibmaschine, die ich mir von den Honoraren meines Amerika-Jahres gekauft hatte. Ich überarbeitete die erste 300 Seiten lange Fassung, schließlich die zweite, legte dann die dritte meinem Doktorvater vor, der sie verwarf, als Dissertation verwarf, und arbeitete sie schließlich aus reiner Wut zu einem Buchmanuskript aus. Aber auch darüber habe ich bereits berichtet.

Schreiben als Leidenschaft

Wie dem auch sei. Das Schreiben war für mich zu einer Leidenschaft mit durchaus selbstquälerischen Anteilen geworden. Ich konnte davon mein Leben lang nicht mehr lassen. Ich hatte, wie viele andere, immer wieder die Vorstellung, endlich meinen Roman schreiben zu müssen. Mein Feld war letzten Endes das wissenschaftliche Schreiben, mit Schwerpunkten in der Sozialpsychiatrie und der Psychiatriesoziologie, bis schon relativ früh die wissenschafts-journalistische Tätigkeit hinzukam.

Irgendwie hatten die frühen Jahre ihre Spuren hinterlassen. Ich begnügte mich nicht mit dem Schreiben. Die Prägung durch das Amerika-Jahr und meinen späteren Studienaufenthalt in England motivierte mich zum Übersetzen. Die Schulzeitungs- und Studentenzeitungs-Tätigkeit zum Redigieren und Herausgeben, wenn sich die Gelegenheit bot.

Meine ersten Veröffentlichungen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift waren kurze Untersuchungen und Berichte zum Studenteninteresse am Psychiatrie-Unterricht (1970) und über die studentische Laienarbeit in der Psychiatrie (1970/72). Letztere brachte mir übrigens ein persönliches Lob von Manfred Bleuler ein, der damals unsere Tübinger Klinik besucht hatte. Richtig los, mit allem was damit zu tun hatte, ging es erst nach meiner Rückkehr aus England. Ich war voll von Eindrücken und Anregungen der Entwicklungen der englischen sozialpsychiatrischen Szene. Ich war fasziniert von vielem, was die angelsächsischen Kollegen dachten und bewegten. Kaum zurück in Deutschland schrieb ich nicht nur einen Bericht über die Psychiatrie in England (1971), die ich als Vorbild für die ausstehende deutsche Psychiatriereform betrachtete.

Übersetzungen: „Sozialpsychiatrische Texte“

Ich machte mich ziemlich rasch auch daran, sozialpsychiatrische Texte von englischen und amerikanischen Autoren für meine Studenten im Sozialpsychiatrischen Seminar zu übersetzen. Es gab damals nur wenige deutschsprachige Texte zu diesem Gebiet. Und obwohl die Studenten, meist Sozialpädagogen, natürlich alle Englisch konnten, zeigte sich bald, dass sie von den wissenschaftlichen Arbeiten überfordert waren. Bei den Übersetzungen fand ich Unterstützung bei Studenten aus den sozialen Arbeitskreisen der Hochschulgemeinden. Bald formierte sich eine kleine Gruppe zu einem sozialpsychiatrischen Arbeitskreis, der nicht nur den harten Kern des Seminars bildete, sondern sich auch an frühen epidemiologischen Recherchen beteiligte.

Wir alle wurden damals von der Vorstellung getrieben, wir könnten durch unsere Arbeit etwas dazu beitragen, die Lage der psychisch Kranken in unserer Region zu verbessern und zu helfen, die Psychiatriereform voranzutreiben. Aus diesem Kreis gingen später auch meine ersten Doktoranden hervor, die fast alle epidemiologische Fragestellungen bearbeiteten, die ihre Wurzeln in unserer ersten Untersuchung über die Versorgungsleistungen der Tübinger Nervenklinik hatten (1970). Daraus wuchs schließlich auch eine Teilstudie des Europäischen WHO-Projektes über die psychiatrische Krankenversorgung in Europa. Unser Fokus war damals naturgemäß Baden-Württemberg.

Parallel zu den Seminar-Übersetzungen arbeiteten Michael von Cranach, Michael und Barbara von Cranach, und ich an der Übersetzung von unseres Erachtens wichtigen Texten zu Sozialepidemiologie psychischer Krankheiten, zur Perspektive psychischer Störungen als sozialem Prozess. Nach einigen Umwegen konnten wir diese mit Unterstützung von Heinz Häfner schließlich 1972 im Springer-Verlag herausgeben.

Die anderen Übersetzungen blieben zunächst lose auf Metallmatrizen vervielfältigte Blätter, bis wir endlich ein Gefäß dafür fanden, das die enge Verzahnung von Schreiben, Übersetzen und Herausgeben unterstreicht. Wir hatten unsere erste Untersuchung zur regionalen Krankenversicherung durch die Universitäts-Nervenklinik Tübingen in Eigenarbeit auf Matrizen im A4-Format vervielfältigt, eine Titelseite dazu

entworfen, geheftet und mit einem Kartonumschlag gebunden (1970). Sie wurde uns geradezu aus den Händen gerissen, so dass bald eigentlich eine zweite Ausgabe fällig gewesen wäre.

Die Gründung der „Werkstattschriften“

Gleichzeitig hatte ich das Manuskript einer ehemaligen Patientin - Ulla Urta - in die Hände bekommen, in dem sie ihre schrecklichen Erfahrungen mit der damaligen Psychiatrie schilderte. „Wenn mir ein Ziegelstein auf den Kopf fällt“, hatte sie als Titel gewählt. Auch dieses Manuskript wollten wir wenigstens einer kleinen Öffentlichkeit zugänglich machen. Und dann waren da noch andere Übersetzungen: ein ausgekoppeltes Kapitel aus einem englischen Lehrbuch für Psychiatrie zum Thema Sozialpsychiatrie, ein Text von George Brown und John Wing über Institutionalismus und Schizophrenie, eine kritische Auseinandersetzung mit August B. Hollingshead und Fritz Redlichs Buch „Social Class and Mental Illness“ und Russel Bartons kleines Buch „Institutional Neurosis“, das in unserer Übersetzung „Hospitalisierungsschäden in psychiatrischen Krankenhäusern“ hieß. Wir überlegten uns: Was machen wir damit?

Und nach einigem Hin und Her beschlossen Hilde Deininger (später Schädle-Deininger) und ich eine Schriftenreihe zu beginnen: Die Werkstattschriften zur der Sozialpsychiatrie, die es am Ende - längst schon im Psychiatrie-Verlag auf 50 Bände - anfangs nannten wir sie Hefte - brachten. Tatsächlich waren unsere ersten Bände, die wir im Foto-Druck mit kartonierten Umschlägen in Auflagen von 300 Exemplaren veröffentlichten, nicht gebunden sondern geheftet. Wir glaubten, wir würden das finanzielle Risiko vertreten können. Wir täuschten uns nicht. In den folgenden Jahren waren wir an allen Mannheimer Kreis- und DGSP-Tagungen präsent und verkauften unsere Texte zum Selbstkostenpreis. Das waren damals 2 bis 5 D-Mark. Allerdings gab es schon beim zweiten geplanten Heft eine Komplikation.

Der damalige Präsident des Diakonischen Werkes, Albrecht Müller-Schöll, der mir aus irgendeinem Grund einen Besuch abstattete, riss mir Ende 1970 das Manuskript der Sim-Übersetzung aus der Hand. Er wollte es in einer Auflage von mehreren tausend Exemplaren in einer Schriftenreihe des Diakonischen Werkes veröffentlichen und es allen Mitarbeitern der psychiatrischen Einrichtungen des Diakonischen Wer-

kes, und das waren viele, zukommen lassen. Das war eine große Sache, mit der wir überhaupt nicht gerechnet hatten. Das kleine Buch wurde zu einem großen Erfolg. Innerhalb von kurzer Zeit war eine zweite Auflage erforderlich. Diesmal setzten wir durch, dass der Titel "Hilfe für den psychisch Kranken" mit einem Untertitel versehen wurde, nämlich: "Grundriss der Sozialpsychiatrie".

Die nächsten Texte waren für unsere Begriffe 500 - 1000 verkauften Exemplaren ebenfalls sehr erfolgreich, insbesondere jener von Russel Barton. Wir mussten sie jeweils nachdrucken.

Schließlich erhielt ich das Angebot von Klaus Piper, der den Abdruck meiner Antrittsvorlesung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung gelesen hatte, aber eigentlich ein populärwissenschaftliches Lehrbuch von mir wollte, die Übersetzungen und den Text von Ulla Urta (Ursula Herold-Weiss) und meinen Vortrag in der Tübinger Fakultät über "Behandlung und Prognose der Schizophrenie" unter dem Titel "Hospitalisierungsschäden in psychiatrischen Krankenhäusern" in der Serie Piper herauszugeben (1974).

Damit waren die Werkstattsschriften nicht am Ende. Im Gegenteil; uns wurde erst richtig bewusst, wie wichtig – und potentiell wertvoll sie waren. Wir machten weiter und trauten uns, sie allmählich anspruchsvoller zu gestalten: die Schrift, das Layout (damals wussten wir nicht, was das ist) und die Umschläge. Eine Liste der 25 Bände der Werkstattsschriften, die wir bis zur Gründung des Psychiatrie Verlages veröffentlichten, füge ich im Anhang bei.

Besonders erwähnenswert sind die Dissertationen von Angelika Balke und Heinz Hinz mit Urteilen und Meinungen von psychisch Kranken über psychiatrische Krankenhäuser, Horst Wiethölter's Dissertation über die Behandlung in unserer Tübinger Tagesklinik, Dieter Naumanns und Michael Drews Dissertationen über "Compliance" und die Architekturdissertationen von Christine und Wolfgang Mühlich-von Staden über Psychiatriearchitektur und Psychiatrieplanung.

Die Gründung des Psychiatrie Verlages

Eine Wende brachte die Kurzfassung der Psychiatrie-Enquete von Hilde Schädle-Deininger und mir aus dem Jahr 1976, die außerhalb des Buchhandels ohne jede

Werbung, mit Hilfe einer kurzen Besprechung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung von Reiner Flöhl es auf eine Auflage von 7500 Exemplaren brachte (Kostenbeitrag 5 DM). Wir freuten uns natürlich über diesen Erfolg. Aber zugleich machte uns Sorge: wir zahlten keine Mehrwertsteuer; überhaupt hatten wir keine Buchführung. Wir überlegten uns ernsthaft, in welcher Weise wir die Reihe, auf die wir damals nicht verzichten wollten, in einen Verlag überführen könnten.

Der Zufall wollte es, dass Klaus Dörner und Ursula Plog damals (1977) sich mit einem ähnlichen Gedanken trugen. Sie wollten das Manuskript ihres Psychiatrie-Lehrbuch "Irren ist menschlich" nicht in einem konventionellen Verlag veröffentlichen. Nachdem sie ein Angebot von Urban & Schwarzenberg erhalten hatten, in dem der Verkaufspreis auf 60 DM kalkuliert war, suchten sie nach einer alternativen Veröffentlichungsmöglichkeit. Uschi, Klaus, Hilde und ich bildeten damals (zusammen mit Käthe Holland-Moritz) den geschäftsführenden Vorstand der DGSP. Es blieb nicht aus, dass wir am Rande der Vorstandssitzungen über unsere Probleme mit dem Publizieren diskutierten. Unser Brainstorming beim Bier in den Wunstorfer Ratsstuben im Herbst 1977 konkretisierte sich bald in dem Plan, einen Verlag zu gründen, der schließlich Psychiatrie-Verlag heißen sollte.

Wir Wunstorfer nahmen die Sache in die Hand und setzten sie mit Hilfe unserer beiden Hilfsvereine um, die in der Anfangszeit die Trägerschaft – und damit das finanzielle Risiko übernahmen: dem "Sozialpsychiatrischen Freundeskreis Wunstorf" und dem "Verein der Freunde der Fachabteilung Bad Rehburg", einer Abteilung unseres Krankenhauses für abhängige Patienten. Wir hatten damals die Vorstellung, wir könnten daraus einen beschützten Betrieb entwickeln, in dem Patienten, vor allem die Aufgabe des Versands und des Vertriebs übernehmen konnten. Als der Verlag bestand, integrierten wir 1978 unsere Werkstattsschriften. Wir blieben aber Herausgeber.

Im Herbst 1978 erschien "Irren ist menschlich", damals zum Preis von 24 DM. Der Erfolg dieses Buches sprengte alle unsere Vorstellungen, und es wurde, wie inzwischen allgemein bekannt ist, zum erfolgreichsten deutschsprachigen Psychiatrie-Lehrbuch aller Zeiten. Zu dieser Zeit hatte der Verlag noch kein eigenes Büro. Er wurde im Nebenamt von einer gelernten Buchhändlerin geführt, die bei uns als Ergotherapeutin arbeitete. Der Riesenerfolg machte mehr oder weniger aus dem Stand

eine professionelle Geschäftsführung notwendig, die den Verlagssitz aus dem Wunstorfer Krankenhaus in eigene Räume nach Bad Rehburg verlagerte. Erfolg macht aber auch übermütig. Glücklicherweise hatten die Verantwortlichen die Vorstellung, auch die künftigen Bücher würden Bestseller. Das war allenfalls noch beim zweiten Buch der Fall, meiner „Medikamenten-Behandlung bei psychischen Störungen“, die ebenfalls einen fulminanten Start hatte und ist im Lauf von 30 Jahren auf etwa 100.000 gedruckt und verkaufte Exemplare in 16 Auflagen brachte, die wegen ihres niedrigen Verkaufspreises für den Umsatz aber keine große Rolle spielte.

Ausgerechnet der Erfolg des einen Buches brachte den Verlag innerhalb weniger Jahre an den Rand der Pleite. Nach zweimaligem Geschäftsführerwechsel erfolgte die Sanierung durch X Thamm, verbunden mit dem Wechsel mehrerer Gesellschafter. An die Stelle der beiden Hilfsvereine war die Deutsche Gesellschaft für soziale Psychiatrie getreten. Ich will die Entwicklung des Verlages hier nicht weiter vertiefen. Ich habe das ausführlich in meinem unveröffentlichten Aufsatz „Von den Werkstattschriften zur Sozialpsychiatrie zur Edition des Narrenschiff“ gemacht, den ich gern zur Verfügung stelle.

Noch einmal zu den Anfängen

Damals, 1970, als wir die Reihe gründeten, wollten wir nur ein paar Texte, die wir für richtig hielten, meist Übersetzungen aus dem Englischen, unter gleich gesinnten verbreiten. Das hatte auch mit der Entwicklung eines sozialpsychiatrischen Seminars zu tun. Es war unter dem Andrang der Sozialpädagogen, die die Sozialpsychiatrie zum Wahlpflichtfach gemacht hatten, zur Großveranstaltung geworden. Eskorte zur Vorlesung mit Seminarteil für besonders engagierte. Auch die Studenten brauchten Literatur; und sie erhielten sie von uns. Es war damals keine Selbstverständlichkeit, dass ihre Texte auf Englisch lasen. Zugleich entwickelte sich aus dem Seminar heraus unter Leitung von Ute Roesger die dreijährige sozialpsychiatrische Zusatzausbildung für Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger, Sozialarbeiter und Verwandte Berufsgruppen. Solche multiprofessionellen Ausbildungsgänge gab es damals nur noch in Mannheim/Heidelberg und in Hannover.

Parallel dazu pflanzten und realisierten wir die Tübinger Tagesklinik, die im Januar 1972 in Betrieb ging. Außerdem verfolgte ich meine verschiedenen wissenschaftli-

chen Projekte, deren Ergebnisse sich, im Rückblick muss sich das Festhalten, leider nur zum Teil veröffentlichte – auch nicht in den Werkstattsschriften, die sich dafür angeboten hätten. In diesem Jahr umtrieblich auch meiner Habilitation voran, für die mir meine Doktoranden, die zugleich in den sozial psychiatrischen Arbeitskreisen aktiv waren, wichtige Grunddaten lieferten. Ab Ende 1971 arbeitete ich schließlich an der Psychiatrie-Enquete mit. Und seit Ende 1969 schrieb ich regelmäßig für die Wissenschafts-Redaktion der Frankfurter allgemeinen Zeitung und einige Jahre auch für den deutschen Forschungsdienst, der die deutschsprachigen Redaktionen kleinerer Zeitungen im In- und Ausland mit wissenschaftsjournalistischen Beiträgen versorgte. Dazu kamen immer wieder kleine Rundfunkbeiträge, die ich nur mithilfe der Studenten der Arbeitskreise bewältigen konnte.

Wissenschaftsjournalistische Arbeit für die FAZ

Im Frühsommer 1969 war mein erstes Buch „Arzt, Patient und Gesellschaft“ in der Reihe Medizin in Geschichte und Kultur beim Gustav Fischer Verlag erschienen. Bald danach lud mich K. E. Rothschild kommender Herausgeber der Reihe zu einer Tagung über die Leitbilder des modernen Arztes ein, die im Oktober des Jahres im rheinisch-westfälischen Schloss Hugenpoet irgendwo zwischen Düsseldorf und Essen stattfinden sollte. Die Rednerliste war hochkarätig besetzt

Der Hamburger Psychosomatiker Arthur Jores war da, Paul Matussek vom Münchener Max-Planck-Institut für Psychiatrie, ebenso wie K. Vosschulte, der Gießener Chirurgie-Ordinarius. Die meisten von ihnen sind heute vergessen.

Damals aber fühlte ich mich über die Einladung über die Massen geehrt, und gleichzeitig hatte ich doch eine leise Scheu, um in diesem erlauchten Kreis aufzutreten. Aber es waren auch einige andere jüngere Teilnehmer da, zu denen ich guten Kontakt fand, so dass ich mich bei dieser Tagung rundum wohl fühlte. Das galt um so mehr, als man mich dafür für meinen Vortrag extra aus London einfliegen ließ. Ich glaube, an diesem Tag kam ich mir richtig wichtig vor

Zu meinem Wohlbefinden trugen vor allem auch die Gespräche mit den beiden anwesenden Journalisten bei, dem damals sehr bekannten Friedrich Deich, der ursprünglich Arzt und Psychiater war und damals für die „Welt“ schrieb, und Dr. Rainer Flöhl, damals junger Redakteur in der Wissenschaftsredaktion der Frankfurter Allge-

meinen Zeitung, die damals aus seinem Vorgesetzten und ihm bestand, also aus zwei Personen. Ich muss Flöhl über meine früheren journalistischen Ambitionen erzählt haben. Er ließ sich keinen Augenblick lumpen und meinte: "Wenn Sie es ein bisschen bedauern, dass Sie nicht die journalistische Laufbahn eingeschlagen haben, warum schreiben Sie dann nicht für uns?"

Diese Möglichkeit reizte mich. Aber das Angebot schien mir doch wenig konkret und verbindlich, obwohl er mir damals sagte, er habe bei der Zeitung große Schwierigkeiten, Fachleute zu finden, die bereit und in der Lage wären, aus ihrem Fachgebiet kompetent und verständlich zugleich zu berichten

Als ich Anfang Dezember aus London zurückkehrte, war Reiner Flöhl schon nach wenigen Tagen am Telefon: "Sie wollten doch für uns schreiben! Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich schicke Ihnen Unterlagen zu einem Thema, das für uns interessant ist, und in zwei Wochen liefern Sie Ihren Beitrag ab." Ich sagte zu. Flöhl schickte Unterlagen über das Mannheimer Zentralinstitut für seelische Gesundheit, das damals noch den pompösen Namen "Deutsches Zentralinstitut für psychische Gesundheit" tragen sollte.

Ich kontrastierte die hochfliegenden Pläne mit der Realität der psychiatrischen Versorgung in der Bundesrepublik der damaligen Zeit. Und am 19. Dezember 1969 erschien mein erster Artikel in der FAZ: „Das Elend der Krankenhauspsychiatrie“. Wenige Wochen später folgte der zweite: „Warum erhalten psychisch Kranke keine Gabel“? Wer die Problematik der Krankenversorgung, vor allem in den Anstalten, noch einmal vertiefte. Das Echo war positiv. Ich dürfte weiterschreiben und suchte mir dafür zunächst einmal eine wissenschaftliche Basis aus: ich berichtete vorzugsweise über aus meiner Sicht bemerkenswerte Ergebnisse der psychiatrischen Forschung, die in internationalen Zeitschriften veröffentlicht worden waren.

Das war zum Teil journalistische Fronarbeit, weil ich mit eigenen Meinungen zurückhaltend sein musste. Ich bin aber überzeugt davon, dass diese Beiträge, die sich bereits früh nicht nur mit sozialpsychiatrischen Themen, sondern auch mit Pharmakotherapie und frühen zaghaften Ansätzen der biologischen Psychiatrie befassten, nicht nur die Grundlage meiner Arbeit für die FAZ waren. Sie räumten mir auch die Freiheit ein, gelegentlich kommentierende Beiträge zu veröffentlichen. Im Laufe der

Jahre kam es immer wieder vor, dass Themen, die wir aufgegriffen hatten später auch von anderen Zeitungen oder Zeitschriften, wie dem "Spiegel" oder der "Zeit", behandelt wurden.

Eine der ersten wichtigen Redaktionen erfolgte schon nach meinem ersten Beitrag. Heinz Häfner, der Chef der psychiatrischen Abteilung der Zweiten medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg in Mannheim und designierter Direktor des Zentralinstituts schrieb er einen lobenden Brief mit dem Tenor, für einen Journalisten würde ich eine ganze Menge von Psychiatrie verstehen.

Ich verkniff mir die banale Antwort, die von der FAZ hätten mir gesagt, für einen Psychiater würde ich ja ganz gut schreiben. Auf jeden Fall wurde dieser erste Brief zum Anfang einer über drei Jahrzehnte währenden, nicht immer ganz ungetrübten Beziehung, die für mich fachliche Unterstützung bedeutete, und für Häfner journalistische, die ich gelegentlich gut gebrauchen konnte. Erstes konkretes Ergebnis war die Einladung zu einer Tagung über „Psychiatrie und Medien“, die Häfner im April 1970 in Mannheim veranstaltete. Ein Ergebnis waren zahlreiche weitere Kontakte zu Journalisten und Psychiatern, und weitere Anfragen zur Mitarbeit. Die meisten davon konnte ich nicht nutzen. Aber es erwies sich als ganz praktisch, plötzlich als Referenzperson für Leute von Presse, Funk und Fernsehen zu gelten und immer mal wieder um Rat gefragt zu werden. Bei der Tagung ging es um das immer währende Thema der – stigmatisierenden - Darstellung von psychisch Kranken und Psychiatrie in den Medien. Wie fast alle diese Veranstaltungen, die ich in den nächsten Jahrzehnten miterleben durfte, zeigte sich dort viel guter Wille, ohne dass sich im Pressealltag viel änderte. Das zu erwarten wäre wohl auch illusorisch gewesen.

Ein weiteres Ergebnis meiner Mitarbeit bei der FAZ war, dass Fachkollegen auf meine Beiträge und zwangsläufig auch mich aufmerksam wurden. Das galt vor allem, wenn sie sich mit der Situation der psychiatrischen Krankenversorgung und der Notwendigkeit ihrer Veränderung und Verbesserung befassten. Insbesondere in der Vorphase der Psychiatrie-Enquête verschaffte ich mir auf diese Weise nicht nur Freunde. Bald erwarb ich mir den Ruf, radikal und links zu sein. Auch das Forum der konservativen FAZ änderte daran nichts: Klar, ich begleitete die 68er-Bewegung in Tübingen mit Sympathie, aber auch eher mit Gelassenheit und einer gehörigen Portion Skepsis, statt mit allzu großer Begeisterung. Klar, ich war Gründungsmitglied

des Tübinger Republikanischen Klubs. Ich machte kein Hehl aus meiner Sympathie mit der sozialliberalen Regierung. Aber das war es auch schon. Meine Freunde aus der sozialpsychiatrischen Reformbewegung im Mannheimer Kreis und der DGSP betrachteten mich spätestens seit der Gütersloher Herbsttagung 1972 als eher rechts.

Im Vorfeld der Psychiatrie-Enquete verabredeten Rainer Föhl und ich die Diskussionen über die Veränderungen der psychiatrischen Versorgung und die Arbeit an der Enquete journalistisch zu begleiten und, wo irgend möglich, voranzutreiben und zu unterstützen. Flöhl hatte sich in der Psychiatrie schon vor der Zeit meiner Mitarbeit nicht nur Freunde gemacht, und unser Einsatz für die Veränderung der Psychiatrie verstärkte die Ressentiments zahlreicher etablierter Kollegen gegen ihn. Aber die späten 60er und die frühen 70er Jahre waren in der Zeit, wo man sich von so etwas nicht einschüchtern ließ. Im Gegenteil, je mehr gegen uns gestichelt wurde, desto intensiver hielt Flöhl dagegen. Er trieb den sich abzeichnenden Konflikt auf die Spitze, als er mich als Vertreter der FAZ zu einer Pressekonferenz der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde in Frankfurter Palmengarten schickte, wo der Vorstand den Rahmenplan der Gesellschaft zur Psychiatrie-Reform vorstellen wollte, der die Psychiatrie-Enquete unmittelbar vor der Arbeit daran, konterkarieren sollte und im Grunde alles beim Alten lassen wollte.

Ich war damals, 1971, auch innerhalb der Szene relativ bekannt, weil ich mich auch im Rahmen meiner Mitgliedschaft im Mannheimer Kreis und der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie für soziale Psychiatrie an psychiatrischen Tagungen und Kongressen immer wieder zu Wort gemeldet hatte. Die Pressekonferenz wurde unerwartet zu einem besonderen Ereignis. Die Veranstalter spöttelten anfangs, als ich im Palmengarten auftauchte und mich als FAZ-Korrespondent vorstellte. Aber ihre ironischen Bemerkungen blieben ihnen im Halse stecken, als sich herausstellte, dass ich der einzige Vertreter der journalistischen Zunft war, der es der Mühe wert gefunden hatte, zu der Pressekonferenz anzureisen. Nicht einmal die übrigen Frankfurter Zeitungen hatten Vertreter geschickt. So blieb mein relativ schmaler Beitrag in der FAZ schließlich der einzige Bericht, der den Weg in die Öffentlichkeit fand.

Der Konflikt spitzte sich während der Arbeit an der Psychiatrie-Enquete zu. Das Kampfblatt der Konservativen, das „Spektrum der Psychiatrie- und Nervenheilkunde“

lieferte sich heftige Auseinandersetzungen mit dem Pendant der Progressiven, den Sozialpsychiatrischen Informationen. Dabei war die Auseinandersetzung von beiden Seiten von wenig Respekt getragen. Nach Veröffentlichung meiner Tübinger Antrittsvorlesung als Privatdozent „Antipsychiatrie, Sozialpsychiatrie, soziale Psychiatrie“ unter der Schlagzeile „Für 70 Patienten nur eine Badewanne“ Anfang 1973 in der FAZ wurde ich vorübergehend zur negativen Projektionsfigur der Konservativen, nachdem Gerd Huber mich schon zwei Jahre zuvor öffentlich als „Gefahr für die deutsche Psychiatrie“ qualifiziert hatte.

Der Vorsitzende des Berufsverbandes der niedergelassenen Nervenärzte, W. Leonhardt, nahm die Vorlesung nicht nur zum Anlass zu einem ganzseitigen herabsetzenden Kommentar in seinem Blatt: „Von Syrakus nach Tübingen“. Er intervenierte auch bei den Herausgebern der Frankfurter Allgemeinen Zeitung mit der Anklage und Frage, ob sie überhaupt wüssten, dass sie einen Kommunisten als freien Mitarbeiter beschäftigten. Das war Anfang der 70er Jahre eine ziemlich böse Anschuldigung. Der Zorn darüber wich aber bald der Genugtuung, als die Herausgeber mir mitteilten, sie hätten meine Beiträge geprüft, und sie seien bereit, auch künftig abzu drucken, was ich einreichte. Damit war meine Stellung als freier Mitarbeiter der Frankfurter Allgemeinen Zeitung etabliert, bis Rainer Flöhl und ich 2002/2003 beide in den Ruhestand traten.

Die Loyalität der Herausgeber war für mich auch einer der Gründe, dass ich nie versucht habe, mich journalistisch anderweitig zu orientieren. Ein anderer war natürlich, dass mir bald klar wurde, dass ich über die FAZ die meisten derjenigen Fachkollegen erreichen konnte, die in vieler Hinsicht nicht meiner Meinung waren, was die zukünftige Entwicklung der Psychiatrie anbetraf. Allerdings ist hinzuzufügen, dass seit Beginn der 80er Jahre eine zunehmende Annäherung zwischen den Konservativen und den Progressiven zu verzeichnen war, die ich nach Kräften unterstützte.

Aus der Retrospektive ist klar, dass meine Mitarbeit an der FAZ mir früh einen Bekanntheitsgrad und Einflussmöglichkeiten verschafft hatte, die mir damals wegen meiner beruflichen Leistungen in der Psychiatrie nicht zugestanden hätten. Das mag sich später geändert haben. Aber in meinen späteren Schweizer Jahren wurde mir rasch deutlich, dass mir diese zweite Säule, mich zu Worte zu melden, gehört zu werden, dort schmerzlich gefehlt hat.

Blätter für Psychiatrie und Nervenheilkunde

Im Vorfeld der Psychiatrie-Enquete hatte Caspar Kulenkampff, der Motor der Enquete, die Idee, innerhalb des "Nervenarztes", der offiziellen Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde, deren geschäftsführender Herausgeber er war, eine regelmäßige Berichterstattung über den Stand der Debatte um die Reform zu gewährleisten. Dazu wollte er eine Beilage herausgeben, die "Blätter der Psychiatrie und Nervenheilkunde", die unabhängig von den Herausgebern des "Nervenarztes" von einer kleinen Redaktion mit eingeladenen Beiträgen besorgt werden sollte.

Kulenkampff wollte diese Redaktion generationenübergreifend zusammensetzen. Die Generation der Etablierten sollte von Helmut Klöster, dem damaligen Direktor des Rheinischen Landeskrankenhauses Düren, und dem Darmstädter Nervenarzt Schuchardt vertreten werden, die jüngere durch die damalige Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie, die Sozialarbeiterin Helmtraut Schmidt-Ganthe und mich. Als dies bekannt wurde, gab es einen unerwarteten Wirbel. Die Blätter wurden als eine Art Trojanisches Pferd empfunden. Das Projekt wurde als Umgehung der Herausgeber angesehen – und war es wohl auch. Es hagelte persönliche Angriffe, insbesondere auf uns Jüngere. Das ging so weit, dass ich auch von meinem damaligen Chef Walter Schulte unter Druck gesetzt wurde. Dabei half uns auch die Unterstützung des Springer-Verlages nicht.

Bei uns Redakteuren breitete sich ein zunehmendes Unbehagen aus. Im Rahmen eines internationalen sozialpsychiatrischen Kongresses in Mannheim im Sommer 1972 hatte der Vorstand der DGPN offenbar beschlossen, das Projekt abzustechen. Während einer Nachmittagssitzung erschien auf der Tafel plötzlich eine Mitteilung, Dr. Finzen möge sich bitte im Sitzungsraum des Parkhotels beim Vorstand der Gesellschaft einfinden. Dort begannen die anwesenden Herren ein Tribunal. Ich begriff, dass es keinen Zweck hatte, unser Projekt zu verteidigen. Deshalb erklärte ich ohne Rücksprache mit den Mitredakteuren unseren Verzicht. Wir hatten viel Arbeit in das Projekt investiert. Aber in den vorangegangenen Monaten hatten wir auch begriffen, dass es sehr schwierig würde, unter den gegebenen Bedingungen konstruktiv zu arbeiten. Deswegen war ich eher erleichtert, dass es zu Ende war. Ich hatte auch genügend anderes zu tun: Wenige Monate zuvor hatten wir in Tübingen unsere Ta-

gesklinik eröffnet. Außerdem befand ich mich mitten im Habilitationsverfahren. Deswegen war ich letzten Endes froh, auf der Herausgeberebene Ruhe zu haben. Allerdings war das nicht das Ende.

Psychiatrische Praxis

Nur wenige Monate nach dem aus der „Blätter“ begann Karl Peter Kisker, der Chef der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Hochschule Hannover, mit Verhandlungen beim Thieme-Verlag über die Gründung einer neuen sozialpsychiatrisch ausgerichteten Zeitschrift. Ich nehme an, dass die Vorerfahrung mit den gescheiterten „Blättern für Psychiatrie und Nervenheilkunde“ und meine journalistische Tätigkeit bei der FAZ Grund dafür war, dass ich zu Beginn der Planungsphase gebeten wurde, dazu zu stoßen. Außer mir war auch Helmut Köster mit dabei, außerdem zwei Oberärzte der Medizinischen Hochschule Hannover, Manfred Bauer und Hans-Klaus Rose.

Ich war damals nicht wirklich davon überzeugt, dass es einer weiteren Zeitschrift auf dem deutschen Markt bedurfte. Die psychiatriepolitischen Kontroversen wurden vom „Spektrum der Psychiatrie und Nervenheilkunde“ und den „Sozialpsychiatrischen Informationen“ ausgefochten, die im Wesentlichen von Manfred Bauer gemanagt wurden; und die Forschungsergebnisse der jungen deutschen Sozialpsychiatrie erschienen mir eher mager. Sie hatten eher Werkstatt-Charakter, als dass sie auf internationalem Niveau hätten mithalten können. Dennoch war ich dabei, als die Gründung der Zeitschrift beschlossen wurde. Tatsächlich war ich nicht nur dabei. Ich wurde 1973 geschäftsführender Gründungsherausgeber mit den Mitherausgebern Helmut Köster und Hans-Klaus Rose.

Manfred Bauer musste damals verzichten: Zum einen wegen seiner Herausgeberschaft bei den „Sozialpsychiatrischen Informationen“, die wir als Kampfblatt und als Konkurrenz empfanden. Zum anderen, weil wir nicht zwei Hannoveraner unter den Herausgebern haben wollten; und zum dritten, weil er noch weniger als ich davon überzeugt war, dass eine wissenschaftliche Zeitschrift zur Sozialpsychiatrie in der aufgeheizten Situation jener Jahre sinnvoll war. Aber bevor er aus der Planungsgruppe ausschied, hatte er mit Unterstützung der anderen Hannoveraner noch den Titel der Zeitschrift durchgesetzt, den ich für hirnverbrannt hielt. Die Zeitschrift sollte

“Psychiatrische Praxis” heißen, obwohl sie alles andere werden als eine Zeitung für die Praxis der niedergelassenen Psychiater und Nervenärzte. Die Kollegen aus dem Hannoveraner Elfenbeinturm waren nicht davon zu überzeugen, dass der Titel Anlass zu anhaltenden Missverständnissen sein würde und mutmaßlich auch die Entwicklung der Zeitschrift behindern würde. Genau das trat allerdings später ein.

Anfang 1974 schickten wir die Zeitschrift dann auf den Weg. Zunächst erschienen vier Hefte im Jahr, mit je 64 Seiten im A5-Format, (derzeit (2010) acht im A4-Format). Das erste Heft begannen wir programmatisch mit einem Themenschwerpunkt zur Tagesklinik. Bereits Mitte des Jahres 1974 zeichnete sich ab, dass ich von Tübingen nach Wunstorf wechseln würde. Ich sah schwierige Zeiten auf mich zukommen. Deshalb gab ich die geschäftsführende Herausgeberschaft an Hans-Klaus Rose ab. Er behielt sie 18 Jahre lang, bis ich sie 1992 wieder übernahm.

Die Geschichte der “Psychiatrischen Praxis” wurde erst spät zu einer Erfolgsgeschichte. Die Auflage dümpelte lange bei 400 bis 600 Exemplaren herum. Das hing sicher auch damit zusammen, dass die DGSP und die Exponenten der sozialpsychiatrischen Bewegung lange Zeit Vorbehalte gegen uns hatten – zum Teil wegen grundsätzlicher Bedenken gegen jede Art von Forschung, die im Zweifel keine ideologiekonformen Ergebnisse bringen könnte.

Erst in den 90er Jahren setzte sie sich durch. Wahrscheinlich hatten wir, die Herausgeber und Mitherausgeber, sie in den ersten Jahren auch nicht wichtig genug genommen und Hans Klaus Rose immer wieder allein gelassen. Außerdem hatten wir nicht ausreichend erkannt, dass die Zeitschrift ein Instrument sein könnte, die Forschung auf dem Gebiet der Sozialpsychiatrie nicht nur zu rapportieren, sondern sie auch anzureichern und zu fördern. Dazu bedurfte es einer neuen Organisation mit einer lokalen Redaktion und einem erweiterten aktiven Herausgeberkreis. Das gelang, zuerst von Basel, später von Leipzig aus, mit Unterstützung des Verlages. Wir konnten die Auflage, leider nur vorübergehend auf 1200 Exemplare steigern und brachten es zu einem ansehnlichen internationalen Ranking. Als ich nach 34 Herausgeberjahren ausschied, blickte ich zufrieden zurück – mit einer Ausnahme vielleicht: es war mir nicht gelungen, die qualitative psychiatrische Forschung ausreichend zu etablieren.

Bücher

Im Rückblick wundere ich mich, wenn ich Bilanz ziehe, welche Bücher ich damals geschrieben und veröffentlicht habe. In der Erinnerung waren es einige. In Wirklichkeit war „Arzt Patient und Gesellschaft“ zunächst das einzige in einem ordentlichen Verlag. Gewiss, da waren die Werkstattsschriften 1, 8 und 13: die Einsatzmöglichkeiten für eine Gemeinde nahe Psychiatrie in Tübingen; die Materialien zur psychiatrischen Krankenversorgung in Baden-Württemberg (1973), die wir im Rahmen eines WHO Projektes gesammelt hatten; und meine Habilitationsschrift mit dem Titel Argumente für eine Gemeindepsychiatrie (1974), die es bis 1979 immerhin auf 4 Auflagen brachte. Aber die Werkstattsschriften haben wir damals im Selbstverlag herausgegeben.

Allerdings sind zwei „richtige“ Bücher daraus hervor gegangen: der Grundriss der Sozialpsychiatrie, einer von mir kommentierte Übersetzung des entsprechenden Kapitels aus dem damals verbreiteten Psychiatrielehrbuch des Engländers Myre Sim im Evangelischen Verlagswerk (1971); und die von ihr herausgegebenen Hospital in psychiatrischen Krankenhäusern in der Serie Piper (1974). Das war's dann auch schon. Die Tagesklinik (1977) war am Ende meiner Zeit in Tübingen schon in Arbeit. Aber auch etwas daraus werden würde, stand in den turbulenten Monaten eines Abschieds in den Sternen. Offenbar habe ich mit der Buchproduktion, die mir den Ruf eines Vielschreibers eintrug erst in Wunstorf begonnen. Bis dahin habe ich mich offenbar überwiegend durch Zeitungsartikel, Vorträge, Vorlesungen und Seminare und Zeitschriftenaufsätze zu Wort gemeldet.

Querverweise

Frühe Forschung

1970. Das Jahr der Tagungen

Die Psychiatrie-Enquete

Literatur

Zur Literatur sei auf das Kapitel „Frühe Forschung“ verwiesen. Hier sind lediglich die ersten 25 Titel der Werkstattsschriften zur Sozialpsychiatrie angefügt.

Werkstattsschriften zur Sozialpsychiatrie

Band 1: Finzen, A.; Grünwald, F.; Jantzen, F.; Wiethölter, H.: Einsatzmöglichkeiten für eine gemeindenahe Psychiatrie. – Analyse der geographischen Lage psychiatrischer Krankenhäuser sowie demographische und klinische Daten über 1116 Patienten der Universitätsnervenambulanz Tübingen. Tübingen 1970, dritte erweiterte Auflage unter Mitarbeit von B. Rempp 1974.

Band 2: Myre Sim, Birmingham: Hilfe für psychisch Kranke. Ein Grundriss der Sozialpsychiatrie. Deutsch von Mitgliedern der sozialpsychiatrischen Arbeitskreises und A. Finzen. **Evan-gelisches Verlags war**. Stuttgart 1971

Band 3: Ulla Urta: Wenn dir ein Ziegelstein auf den Kopf fällt. Ein autobiografisches Dokument. Tübingen 1971.

Band 4: Gudrun Schulze: Planungsgrundlagen für psychiatrische Kliniken unter besonderer Berücksichtigung der gemeindenahen Psychiatrie (Diplomarbeit Architektur, TU Stuttgart). Tübingen 1971.

Band 5-7 in einem Band: R. Barton: „Institutional Neurosis“ - Hospitalisierungsschäden in psychiatrischen Krankenhäusern. Ursachen, Behandlung, Prävention. G. W. Brown, J. K. Wing: eine vergleichende Untersuchung dreier psychiatrischer Krankenhäuser (Mappeerly, Netherne, Severalls).

S. M. Miller, E. Mishler: Soziale Schichtung und psychische Krankheit – eine ausführliche Besprechung des Buches Social Class and Mental Illness von A.B. Hollingshead und F. Redlich. Übersetzt von Mitgliedern des sozialpsychiatrischen Arbeitskreises und AF. Tübingen 1973.

Ab 1974 als Band 82 der Serie Piper

Band 8: A. Finzen, W. Beck, U. Nebert, U. Stehr: Materialien zur psychiatrischen Krankenversorgung in Baden-Württemberg. Behandlungsplätze, Personal, ambulante Versorgung. Tübingen 1973.

Band 9 B. Calov: Verlegungen in psychiatrische Landeskrankenhäuser. Tübingen 1973.

Band 10 A. Balke, H. Hinz: der Weg in die Institution. Urteile und Meinungen von psychisch Kranken über psychiatrische Krankenhäuser. Tübingen 1974.

Band 11: A. Haas, F. Hamann, W. Thraen: zur Arbeit einer psychiatrisch- neurologischen

Universitäts-Poliklinik unter besonderer Berücksichtigung der gemeindenahen Psychiatrie. Tübingen 1975.

Band 12: H. Wiethölter: Tagesbehandlung – ein Schritt auf dem Wege zu einer alternativen Psychiatrie. Tübingen 1975.

Band 13: A. Finzen: Argumente für eine Gemeinde nahe Psychiatrie. Tübingen 1974. Dritte veränderte Auflage 1979.

Band 14: J. Gessner: vom Club 55 zum Freiburger Projekt. Wunstorf 1975.

Band 15: A. Finzen, H. Schädle-Deininger: die Psychiatrieenquete kurz gefasst. Wunstorf 1976.

Band 16: L. Teusch: die therapeutische Gemeinschaft in der Bundesrepublik. Wunstorf 1976.

Band 17: D. Naumann: Compliance – Noncompliance I. Die Nichteinnahme vom Arzt verordnete Medikamente. Begriffe, Methoden, Ausmaß. Eine Analyse empirischer Untersuchungen. Wunstorf 1977.

Band 18: M. Drews: Compliance – Noncompliance II. Einflüsse auf die Nichteinhaltung der von Arzt verordneten Medikamententherapie (Drug Defaulting). Eine systematische Analyse. Wunstorf 1977.

Band 19: W. Pieper: Selbstmord in Tübingen. Zur Epidemiologie des Suizids im Kreis Tübingen. Wunstorf 1977.

Band 20: D. Müller: Selbstmord und psychiatrischer Behandlung II. Zum Suizid psychisch Kranker nach Entlassung aus stationärer psychiatrischer Behandlung. Wunstorf 1978.

Band 21: S. Grandel: Selbstmord und psychiatrischer Behandlung I. Suizide in psychiatrischen Krankenhäusern. Wunstorf 1978.

Band 22: W. Mühlich: Psychiatrie und Architektur am Beispiel des psychiatrischer Tagesbehandlung. Wunstorf 1978.

Band 23: C. Mühlich-von Staden: Psychiatrieplanung. Voraussetzungen und Grundlagen kommunaler Planung für die psychiatrische Versorgung. Wunstorf 1978.

Band 24: P. Bastian, H. Schädle-Deininger: Fortbildung der DGSP Punkt Erfahrungsberichtprotokolle über einen Rundkurs. Wunstorf 1979.

Band 25: A. Finzen, H. Schädle-Deininger: „Unter elenden menschenunwürdigen Umständen“. Die Psychiatrie-Enquete. Mit einem Beitrag von Klaus Dörner. Psychiatrieverlag: Wunstorf 1979.